

Protestantisches Profil heute - das Erbe der Reformation

II. „Freier Herr und dienstbarer Knecht“ - Der Sozialstaat auf dem Prüfstand.

(8. August 2021 – St. Michael Wolfratshausen)

Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan. Diese beiden gegensätzlichen Thesen stellt Martin Luther am Beginn seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ aus dem Jahr 1520 auf. Er bezieht sich dabei auf ein Wort des Apostels Paulus im 1. Korintherbrief [1.Kor 9,19]: *Ich bin frei in allen Dingen und habe mich eines jedermanns Knecht gemacht.* Was er damit meint, erläutert er anschließend: Ein Christ ist frei von jeglichen religiösen Pflichten, seien es Fasten, Wallfahrten oder Stiftungen. Für seinen Wert vor Gott ist es nicht von Bedeutung, ob er zum Gottesdienst geht oder betet und ebenso wenig, ob er gute Werke tut. Denn vor Gott zählt allein der Glaube, d. h. das Vertrauen auf die Liebe Gottes, die unser Leben trägt.

Als evangelischen Christen ist uns diese ausschließliche Geltung des Glaubens vor Gott vertraut, doch in der Gesellschaft des Spätmittelalters waren solche Gedanken wie Sprengstoff. War doch das gesamte religiöse Leben bestimmt von Frömmigkeits- und Bußleistungen, die die Stellung des Einzelnen vor Gott verbessern sollten. Pilgerwege und Wallfahrtsorte, Stiftungen und Ablassbriefe, Beicht- und Sonntagspflicht, bezahlte Messen und Fastengebote – ohne Ende schien die Zahl der Vorschriften und Wege, sich Verdienste vor Gott zu erwerben. Für Luther und mit ihm die gesamte Reformation wurde immer deutlicher, dass all das nur vom Entscheidenden ablenkt: Das Vertrauen auf die Güte Gottes, die uns in Jesus Christus begegnet, ist mit dem Vertrauen auf die eigenen religiösen Leistungen in keiner Weise vereinbar! Gegen diese pauschale Ablehnung aller religiösen Leistungen wandten Luthers Gegner ein: Wie sieht dann das christliche Leben aus? Hören wir, was Luther in der „Freiheit eines Christenmenschen“ dazu schreibt: *„Hier wollen wir all denen antworten, die sich über die vorige Rede ärgern und zu sprechen pflegen: Ei, wenn der Glaube alle Dinge ist und allein gilt, um uns genügend fromm zu machen, warum sind dann die guten Werke geboten? So wollen wir guter Dinge sein und nichts tun. Nein, lieber Mensch, nicht so.“*

Im folgenden entfaltet er die Bedeutung der zweiten These: *Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.* Nicht um vor Gott mehr zu gelten, aber um des Lebens auf dieser Welt willen muss ein Christ einerseits *„seinen eigenen Leib regieren“*, also Selbstdisziplin üben, und andererseits mit anderen Menschen umgehen. Und da, so schreibt Luther, *„soll seine Absicht in allen Werken frei und nur dahin gerichtet sein, dass er anderen Leuten damit diene und nützlich sei.“* Freiheit vor Gott und Verpflichtung gegenüber dem Nächsten, das gehört für Luther untrennbar zusammen! Durch das Gottvertrauen allein aus Gnade haben sich also die Gewichte im Umgang der Menschen miteinander verschoben. Jetzt geht es nicht mehr darum, durch mildtätige Werke für die eigene Seligkeit vorzusorgen, sondern aus dem Vertrauen auf Gott heraus Verantwortung zu übernehmen für die Menschen und die Welt. Die sozialen Folgen wurden schnell sichtbar: Schon im Jahr 1520 wird in Wittenberg eine Bettelordnung erlassen, die einerseits ortsfremden Wallfahrern, Bettelmönchen und Landstreichern das Betteln in der Stadt untersagt, aber andererseits eine Sammlung in allen Gottesdiensten einführt zugunsten der Armenpflege, also der Unterstützung der Notleidenden. Bald trat auch in anderen Städten, wo die Reformation sich durchsetzen konnte, an Stelle der vorher allgegenwärtigen Bettler und Almosen eine geordnete Armenversorgung in städt. Verantwortung.

Liebe Gemeinde, mit dieser Entwicklung der Reformationszeit hat – so könnte man sagen – der Sozialstaat begonnen. Aus dem „gemeinen Kasten“, wie die Armenkasse damals hieß, sind im Lauf der Jahrhunderte umfangreiche Sozialgesetze zugunsten der Bedürftigen und Notleidenden geworden. Nach harten politischen Auseinandersetzungen und vielen Rückschlägen hat unsere Gesellschaft heute ein Sozialsystem, das Kranken, Alten, Arbeitslosen und Armen ein Recht auf ausreichende Unterstützung zuerkennt. – Doch genau dieser Sozialstaat befindet sich seit Jahren in der Krise; immer wieder ist angesichts der durchgeführten und geplanten Reformen sogar zu hören, das sei das „Ende des Sozialstaats“.

Einige Gründe für diese Krise sind offensichtlich: Die Bevölkerungsentwicklung führt dazu, dass künftig wenige Leistungsfähige für immer mehr bedürftige und alte Menschen aufkommen müssen. Und die Gesundheitskosten steigen angesichts immer besserer, aber auch teurerer Behandlungsmöglichkeiten in astronomische Höhen. Ich möchte jetzt nicht auf Details der aktuellen politischen Konzepte eingehen. Aber bemerkenswert ist, dass immer mehr der Sozialstaat selbst ins Kreuzfeuer der Kritik gerät. Einerseits, so heißt es, würde durch gesetzliche Leistungen die Eigeninitiative der Bedürftigen verhindert, weil diese sich zu sehr auf die staatlichen Hilfen verlassen. Und andererseits sei der arbeitenden Bevölkerung die Belastung durch unser Sozialsystem nicht länger zumutbar. Wenn Leistung sich nicht mehr für den Einzelnen lohne, sei der Niedergang der Wirtschaft unvermeidbar. Die Ideologie der freien Marktwirtschaft, die hinter dieser Kritik steht, ist uns nur allzu vertraut: Damit die Menschen – gleich ob „Reiche“ oder „Arme“ – sich einsetzen, müssen sie einen finanziellen Vorteil für sich sehen. Jeder ist sich selbst der Nächste!

Und tatsächlich – diese Vorstellung scheint unseren Umgang miteinander leider immer mehr zu bestimmen: Da werden Sparmaßnahmen in Politik und Wirtschaft grundsätzlich so vorgeschlagen, dass vorwiegend oder ausschließlich andere davon betroffen sind. Da kommt kaum mehr jemand auf die Idee, staatliche Unterstützung nur dann in Anspruch zu nehmen, wenn sie wirklich nötig ist. Und schließlich gelten Steuerbetrug und Schwarzarbeit als Selbstverständlichkeit, wenn man nicht erwischt wird. Aus der Perspektive von christlichem Menschenbild und protestantischer Verantwortungsethik kann die Gesellschaft mit dieser Haltung nicht gedeihen. Unser heutiges Evangelium vom barmherzigen Samariter [Lk 10,25-37] zeigt so deutlich wie kaum ein anderer Text, worauf es wirklich ankommt: Hilfe und Nächstenliebe gegenüber jedem Menschen in Not, ohne Ansehen der Person!

Liebe Gemeinde, wo stehen wir in diesem Spannungsfeld von christlicher Verantwortung auf der einen Seite und selbstverständlicher Egozentrik, wie sie in unserer Gesellschaft üblich ist, auf der anderen? Angesichts der Aufgabe, entgegen dem Mainstream der gesellschaftlichen Konvention Verantwortung für die Mitmenschen zu übernehmen, spüre ich bei mir selbst und bei anderen innere Zweifel:

- 1) Bin ich nicht überfordert, angesichts der Fülle der Not wirksame Hilfe zu leisten?
- 2) Im persönlichen Umfeld kann ich schon helfen. Aber wird mit der Unterstützung durch Großorganisationen oder gar staatliche Kassen nicht so viel Missbrauch getrieben, dass ich mich nur ausgenutzt fühle, wenn ich meinen Beitrag leiste?
- 3) Muss nicht auch ich zunächst einmal für mich selbst sorgen, weil das ja alle anderen auch tun?

In der Bergpredigt sagt Jesus zu seinen Jüngern: *Ihr seid das Salz der Erde. Ihr seid das Licht der Welt.* Nur wenn wir uns nicht danach richten, was alle anderen tun, können wir diesem Auftrag gerecht werden. Es ist ein wesentlicher Teil unseres protestantischen Profils, unsere soziale Verantwortung ernst zu nehmen. Und gerade weil die Mehrheit der Menschen dem Wahn von Materialismus und Egoismus folgt, müssen wir erst recht Zeichen dieser Verantwortung setzen!

Die Gefahr des Missbrauchs wird wohl immer bleiben. Doch schon Luther schreibt (in der Vorrede zur „Ordnung eines gemeinen Kastens“ von 1523): *„Und man muss sich darauf gefasst machen, dass hie und da Habgier mit unterlaufen wird. Wie soll man's machen? Es darf deshalb nicht unterbleiben. Dennoch ist's gewiss besser, dass die Habgier zu viel nimmt durch eine ordentliche Regelung.“*

Schließlich: Die Fülle der Not, gegen die wir uns einsetzen könnten, ist tatsächlich übergroß! Aber jeder einzelne Einsatz dagegen zählt und kann andere überzeugen, dass Egozentrik nicht den Sinn des Lebens ausmacht. Wenn wir selbst darauf vertrauen, dass die Kraft Gottes in der Liebe wirksam ist und nicht in Egoismus und Materialismus, dann dürfen wir gewiss sein, dass wir gegen die Not auf unserer Welt nicht auf verlorenem Posten stehen!

Zu diesem Vertrauen helfe uns immer wieder neu der Geist Gottes. Er schenke uns den Frieden, der höher ist als alle Vernunft, in Christus Jesus, unserem Herrn. AMEN